

Erfahrungsbericht zur Tagung

Von Ingrid Hollman

Zum Zeitpunkt, an dem ich diesen Bericht schreibe, liegt die Tagung schon mehrere Monate zurück, und ich muss zugeben, dass ich mich an die meisten Inhalte nur noch vage erinnere. Die Berichterstattung überlasse ich deshalb anderen. Trotzdem hat sich die Teilnahme an der Tagung für mich gelohnt, da sie mich zum Nachdenken angeregt hat. Diese Gedanken möchte ich mit Ihnen teilen, weil ich glaube, dass es dabei um wichtige Aspekte einer guten Partizipation von Betroffenen geht und mir das Thema Partizipation sehr am Herzen liegt.

Als Erstes möchte ich die hohe Teilnahmequote von Betroffenen¹ erwähnen (zumindest habe ich dies so erlebt). Diese war sicherlich auch dem Angebot der finanziellen Unterstützung zu verdanken, das es für uns Betroffenen gab – nicht nur bei der Teilnahme an der Tagung selbst, sondern auch bei den Anreise- und Übernachtungskosten. Damit wurde eine große Hürde zur Partizipation beseitigt.

Nicht weniger wichtig fand ich das Angebot eines Rückzugsraums. Für diejenigen unter uns, für die Reizüberflutung zu einem Problem werden kann, kann ein solches Angebot darüber entscheiden, ob eine Teilnahme möglich ist. Ich habe das Angebot dieses Mal nicht benötigt, habe aber Erfahrung damit. Ich war dann auch sehr enttäuscht, als ich im Nachhinein erfahren habe, dass die angedachte Stille in diesem Raum nicht von allen respektiert wurde. In meinen Augen hat sich damit einmal mehr bestätigt, wie gering das Bewusstsein für die Barrieren für Menschen mit einer seelischen Behinderung ist. Und ich frage mich, wie in Zukunft sichergestellt werden kann, dass diejenigen, die den Rückzugsraum in Anspruch nehmen wollen, dort auch die reizarme Umgebung finden, die sie benötigen. In Hinsicht auf Reizüberflutung fand ich auch den großen Flur als Pausenraum ungünstig. Es herrschte mit allen Menschen in einem Raum doch ein deutlich erhöhter Geräuschpegel. Allerdings machte dies das „Auffinden“ von Personen merkbar einfacher, als wenn es mehrere Räume gegeben hätte.

Auch in anderer Hinsicht wurde auf Barrierefreiheit geachtet. So gab es z. B. Gebärdensprach- und Schriftdolmetscher:innen.

Ich hatte etwas Schwierigkeiten, die richtigen Räumlichkeiten für die Workshops zu finden. Es wäre hilfreich gewesen, wenn es dazu in den Tagungsunterlagen Hinweise bzw. Lagepläne gegeben hätte.

Nicht nur die Rahmenbedingungen, aber auch die Inhalte müssen stimmen, wenn eine Tagung für alle interessant sein soll. Das bedeutet, dass es in jeder Runde nicht nur Workshops geben muss, die hauptsächlich Informationen vermitteln, die sich in erster Linie an Arbeitgeber:innen und/oder Profis² richten, sondern auch solche, die für Betroffene und Angehörige³ interessant sind. Workshops, in denen diese beiden Gruppen ihre Erfahrungen und Wünsche hilfreich einbringen können oder für sich etwas mitnehmen können. Auch in dieser Hinsicht fand ich die Tagung gelungen. Gute und rechtzeitige Informationen vorab, worum es in jedem der Workshops geht, und nicht nur eine Überschrift, unterstützen die Auswahl. Trotzdem kann das – gerade in einem Workshop, in dem die Teilnehmenden mit ihren Beiträgen das Geschehen mitgestalten – nicht immer verhindern, dass vom Thema abgewichen wird. Das geschah auch in einem der Workshops, an denen ich teilnahm. Ich hatte aber nicht das Gefühl, dass dies nur im Interesse einiger weniger der Teilnehmer:innen oder nur einer der dialogischen Gruppen war.

¹ In diesem Artikel sind mit Betroffenen alle Menschen gemeint, die eine oder mehrere seelische Erschütterungen erlebt haben, in einem Umfang, dass diese oder die Folgen davon ihr Leben beeinflussen bzw. beeinflusst haben.

² Profis sind für mich Menschen, die im Rahmen und vor dem Hintergrund ihrer beruflichen Tätigkeit sprechen.

³ Mit Angehörigen sind nicht nur familiäre Angehörige, sondern auch Freund:innen, Arbeitgeber, Kolleg:innen usw. gemeint.

Die Redebeiträge wurden alle von Profis gehalten und von Betroffenen und Angehörigen kommentiert. Das Konzept fand ich toll, da dies die Möglichkeiten bietet, die Themen aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten ohne das – wie es bei einzelnen Reden sicher der Fall gewesen wäre – vieles wiederholt wird. Es hat bei mir aber auch zu der Frage geführt: „Wieso keine Beiträge von Betroffenen oder Angehörige, die durch Profis kommentiert werden?“ und dem Gedanken, dass ich es persönlich viel einfacher finden würde, einen Redebeitrag zu halten, den ich vorbereiten kann, als spontan auf einen Beitrag zu reagieren, den ich gerade erst gehört habe. Aber vielleicht standen die Beiträge den Kommentierenden auch schon vorher zu Verfügung... das weiß ich nicht.

Neu für mich war der Begriff „institutionelles Denken“⁴, der seine Ursache in der deutschen Geschichte hat. Dieses Denken, ausgehend von der eigenen Einrichtung oder Organisation und ihren Aufgaben, Zuständigkeiten, Abläufen und Regeln, soll ein wichtiger Grund dafür sein, warum das Konzept der personenzentrierten Versorgung in Deutschland so schwer umzusetzen ist. Ich habe mich schon öfter gefragt, ob die viele Spezialisierungen immer nur gut sind oder ob manchmal die Nachteile der dadurch entstehenden Versäulung/Splitterung größer sind. Z. B. gibt es nicht umsonst auch immer wieder Versuche mit Programmen, bei denen Patient:innen zuerst zu Hausarzt/Hausärztin gehen sollen, bevor sie an Facharzt/Fachärztin weiterverwiesen werden. Und ich frage mich, ob es gerade im ländlichen Raum, wo die vielen unterschiedlichen Zielgruppen alle zu klein sind, um ein Angebot lohnenswert zu machen, nicht Sinn machen würde, Allgemein-Sozialarbeitende zu haben, die vielleicht vormittags in der Schule aktiv ist und nachmittags in den umliegenden Dörfern für alle eine (Erst-)Beratung anbieten, egal ob jugendlich, mit Migrationshintergrund, (seelisch) behindert oder von Obdachlosigkeit bedroht. Viele Ratsuchende gehören ja nicht nur zu einer Zielgruppe. Und viele Ansprechpartner:innen zu haben, die sich alle nur für ihren (kleinen) Teil zuständig fühlen und deren Zusammenarbeit (noch) ausbaufähig ist, kann eine große Herausforderung sein.

Ähnlich wie bei dem Konzept der kommentierten Redebeiträge erging es mir bei einer Bemerkung, an deren Urheber:in ich mich leider nicht mehr erinnere. Es ging darum, dass wir Betroffenen die Aufgabe hätten, dass institutionelle Denken der Profis immer wieder zu begrenzen. Wieso nicht umgekehrt: Wir Betroffenen konzipieren und die Profis bringen uns auf den Boden der Realität zurück. Besser noch: eine konstruktive Zusammenarbeit von Anfang an, die zu einem ausgewogenen Kompromiss führt und bei der keine der Parteien ständige:r „Kritiker:in“ sein muss (eine Rolle, die mir persönlich auf jeden Fall unangenehm wäre). Es muss doch möglich sein, wenigstens im Denken aus den Institutionen auszubrechen.

Am Ende der Tagung gab es eine Aktion. Eine – soweit ich es verstanden habe – kleine dialogische Gruppe hatte spontan eine Resolution zum Thema „Gefährder-Listen“ formuliert, über die abgestimmt wurde. Das Prozedere war aus meiner Sicht in seiner partizipativen Gestaltung ein Kompromiss zwischen möglichst großer Partizipation (dialogische Gruppe, Abstimmung) und Zeitdruck (einigen Anwesenden ging es zu schnell und es gab keine Möglichkeit für Veränderungen an dem Text, der vorgelegt wurde).

Die Atmosphäre insgesamt empfand ich als gut. Ich hatte den Eindruck, dass die meisten Leute sich wohlfühlten. Ich habe den Austausch als respektvoll und konstruktiv erlebt, wobei ich zugeben muss, dass meine Pausengespräche vor allem Begrüßungen von alten Bekannten waren (ich habe mal in der Region gelebt und war damals schon als Betroffene aktiv unterwegs).

Gut fand ich auch, dass es sowohl im Vorfeld der Tagung als auch im Nachhinein ein Gesprächsangebot gab, bei dem Betroffene Fragen und Wünsche (vorab) erörtern und Feedback (nachträglich) geben konnte. An der dialogischen Nachbesprechung konnte ich leider

⁴ Siehe Vortrag Matthias Rosemann.

krankheitsbedingt nicht teilnehmen, aber ich finde die Idee gut. Den recht großen Zeitabstand zwischen der Tagung und der Nachbesprechung empfand ich aber als eine große Herausforderung.

Was den Inhalt der Beiträge betrifft, freue ich mich auf den Tagungsband und hoffe, dass alle Beteiligten ihre Redebeiträge zur Verfügung stellen. Das würde mir die Möglichkeit geben, die Beiträge noch einmal in Ruhe durchzulesen. Sicherlich nicht nur für mich hilfreich, sondern auch für alle, die Probleme mit der Konzentration oder Merkfähigkeit haben oder die – aus welchem Grund auch immer – nicht in der Lage waren, an der (ganzen) Tagung teilzunehmen. In einer Krise ist auch eine Live-Onlinesendung keine Hilfe.

Insgesamt muss ich sagen, dass diese Tagung in Hinblick auf Partizipation einer der besten war, an denen ich teilgenommen habe, was nicht bedeutet, dass alle anderen schlecht gewesen sind – und es gibt natürlich auch sehr viele Tagungen, an denen ich nicht teilgenommen habe. Sie hat mir gezeigt, was scheinbar noch möglich ist, wenn es auch eher selten passiert, und mich auf Gedanken gebracht, wie dies im Sinne einer gelungenen Partizipation noch weiterentwickelt werden könnte. Die Tagung lief unter dem Untertitel „Geschichte erinnern, Gegenwart und Zukunft gestalten“. Dies wurde aus meiner Sicht nicht nur inhaltlich umgesetzt, sondern auch in der Konzeption. Ich hoffe, dass die Organisatoren zukünftiger Tagungen diese positiven Entwicklungen in Bezug auf die Barrierefreiheit übernehmen und auf die partizipative Gestaltung (Inhalte, Rolle bei den Redebeiträgen usw.) aufbauen.